Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 27

Artikel: Frauenleben in Afrika

Autor: Zulliger, H.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-643270

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Negerfrau beim Maismahlen.

Frauenleben in Afrika.

Es ist im allgemeinen bei den Negern nicht anders als bei anderen heute lebenden wilden Völkern: die Frau ist der weniger geschätzte Teil der Bevölkerung. Die Männer haben sie zum Arbeits- und Geschlechtstiere erniedrigt.

Diese Verachtung und Unterdrückung der Frau bedeutet wahrscheinlich die Reaktion auf eine Zeit, da die Frau herrschte. Gerade in Afrika sind bei verschiedenen Stämmen die Spuren einstiger Weiberherrschaft deutlich übrig geblieben. So erzählt Meiners vom Volke der Gagern, daß es von Königinnen regiert wurde, welche nicht nur absolutistische Gesetze gaben, sondern auch blutige Kriege führten. Als sie merkten, daß in ihren Ländern zu viele männliche Kinder geboren wurden, und so das Uebergewicht der männlichen Bevölkerung in greifbare Nähe rückte, wurde kurzerhand die Aussetzung der neugeborenen Knaben befohlen. Um ihren Untertanen ein gutes Beispiel zu geben, tötete die damalige Königin ihr eigenes Söhnlein, das noch ein Säugling war. Die zahlenmäßige Ueberlegenheit der Frauen im Staate sicherte ihnen die Macht und die Herrschaft so lange, bis der Stamm schließlich von einem benachbarten Männerstaate unterjocht wurde.

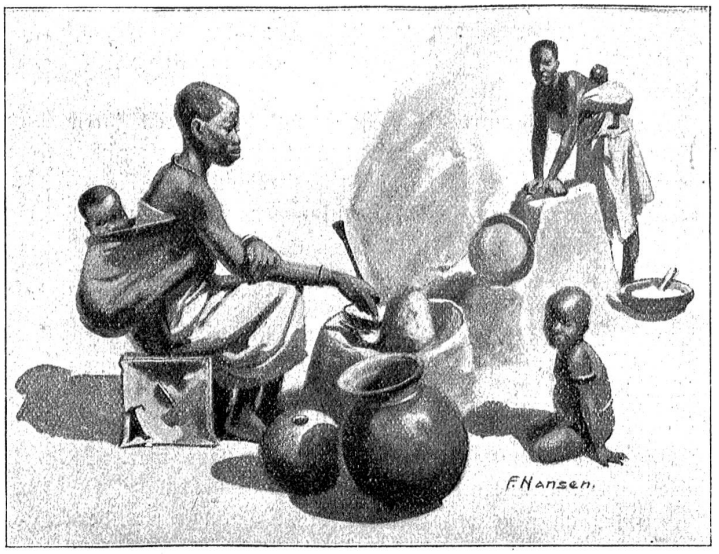
Aehnliche Zustände sind geschichtlich in Aegypten und Lybien, aber auch bei zahlreichen anderen innerafrikanischen Völkern nachgewiesen worden.

Ethnologen und Völkerpsychologen neigen mehr und mehr zu der Ansicht, daß die Urhorde, nachdem der Urvater umkam, von der Urmutter beherrscht worden sei, und daß sich dann der gleiche Vorgang später wiederholte, als sich das Leben in größeren Verbänden, im „Stamme" abspielte, der ja nichts weiter als die Gesamtheit der Verwandten bedeutet. Die Männer emanzipierten sich dann von den Frauen und unterjochten sie.

Diese Vorgänge wickelten sich nicht etwa nur in Afrika, sondern in der ganzen Welt so ab. Die eingeschlechtliche Herrschaft der Frauen wich der eingeschlechtlichen der Männer, und überall sonderte der herrschende Partner den anderen als einen Menschen zweiter Ordnung in möglichst großem Abstand von sich ab.

Heute stehen die Fulbe, Njam-njam, Galla, Lunda- und Zuluvölker des Sudan-, Kongo- und Viktoriaseegebietes unter der Herrschaft der männerstaatlich organisierten Europäer, und die Anzeichen einer ehemaligen Frauenherrschaft verschwinden immer mehr. Alle Stämme in Mittelafrika treiben Ackerbau, die südlicheren beschäftigen sich auch schon mit Viehzucht.

Die Hauptarbeit wird von den Frauen geleistet. Der Mann liebt Jagd und Krieg. Und wo die Europäer so strenge Zucht halten, daß die Scharmützel der einzelnen Stamm- und Dorfgemeinschaften nicht mehr wie früher vorkommen, muß die Jagd allein die tiefeingewurzelte Mordgier befriedigen. Vergessen wir nicht, daß noch zur Zeit Livingstones der Kongo von Kannibalen bevölkert war, und daß das Tierfleisch nichts weiteres als einen Ersatz für das Menschenfleisch, die Jagd auf Tiere nur ein Surrogat für die Jagd auf Menschen (der ursprüngliche Sinn des Krieges) bedeutet. Die Arbeitsteilung machte sich überall so, daß die „niedrigere" Arbeit auf den unterdrückten Bevölkerungsteil abgewälzt wurde. Für die Neger bedeuten aber Ackerbau, Viehzucht, Hausindustrie die weniger geschätzte, „niedrigere" Arbeit. So treffen wir denn die Frauen auf den Feldern damit beschäftigt, das Getreide zu säen und zu ernten, Bananen, Palmnüsse usw. einzusammeln und Gespinstpflanzen zu pflegen. In den Dörfern wird die Ernte verarbeitet und aufgespeichert, während die Männer im Urwald oder in der Steppe herumstreichen und dem Jagdhandwerk obliegen, den Weißen als Soldaten dienen oder in den Plantagen den Gummibaum anzapfen, Zuckerrohr schneiden und als Karawanentreiber die Transporte ans



Frauen bei der Bereitung des Hirsebieres.

Meer oder zur Eisenbahnstation übermitteln.

Die Negerfrauen leiden nicht unter den geschilderten Zuständen. Sie ertragen sie im Gegenteil so, als wie sie überzeugt wären, daß es nicht anders sein könnte. Sie sind in der Regel Mütter einer sehr großen Zahl von Kindern, die sie ungleich leichter gebären, als ihre weißen Schwestern in den nördlichen Kulturländern. Dazu sind sie auch von Natur aus viel besser vorbereitet. Sie sind kräftiger gebaut und tragen nicht die Zeichen der Schnürung, von den breit ausladenden Schultern laufen die Linien fast senkrecht über die ebenso breiten Hüften zu den starken Schenkeln hinunter. Die Brüste werden groß und sind imstande, einen Säugling bis in sein drittes Jahr und länger wohl zu ernähren. Die kleinen Kinder werden zur Arbeit auf dem Rücken getragen und fühlen sich dort so wohl und so sicher, wie die jungen Affen in den Aesten der Urwaldriesen.

Die Nähmaschine im Eingeborenendorf.

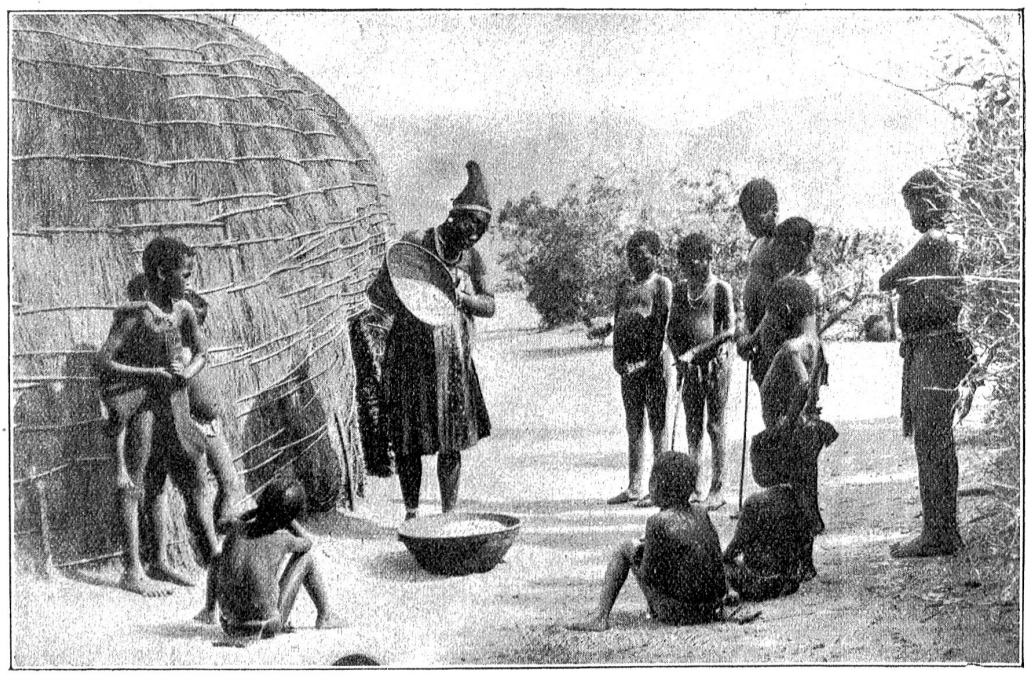
Fast überall gilt die gebärende oder menstruierende Frau als „tabu", d. h. unrein. Sie wird eine Zeitlang besonders von den Männern abgesondert und hat wegzulaufen, wenn sich ihr aus Unachtsamkeit ein Dorfgenosse nähert. Nach einer umständlichen Reinigungszeremonie durch den Priester oder Medizinmann kann sie wieder in die Gemeinschaft der Ihren eintreten.

Stirbt ihr Mann, so hat sie die sonderbarsten Gebräuche zu vollbringen. Denn sie befürchtet, daß sie ihr Gatte (als dessen Eigentum sie sich betrachtet) in den Tod hole. Sie legt sich Holzpflöcke an die Füße, damit sie nicht verschleppt werden kann. Bei einem Gallastamm sucht die Witwe den Geist ihres Mannes zu täuschen, indem sie nach dem Ableben ihres Herrn einen Sack über den Kopf zieht, eine bestimmte Zeit — nämlich bis der Leichnam verfault ist — auf allen Vieren geht und wie ein Rind schreit. Der herumstreichende Geist des Mannes hält sie dann für ein Rind und läßt sie unbehelligt. Die Zeit liegt nicht ferne, da dem gestorbenen Manne seine Gattinnen in den Tod folgen mußten. Die Weißen haben diesem grausamen Brauche ein Ende gesetzt. Aber noch muß dem Abgeschiedenen Nahrung und Kleidung mitgegeben werden, und man sucht seinen Geist durch Lärm mit Instrumenten und Flintenschüssen von seiner irdischen Wohnung zu verscheuchen, damit er seine Angehörigen, vorab seine Frau (oder seine Frauen) in Ruhe lasse. Wenn sich die Frau nach einer gewissen Zeit wieder verheiraten will, so tut sie es in der Regel in der Nacht, heimlich, und nicht, ohne zuvor vom Zauberer ein Amulett in Form eines beschützenden Halbedelsteines erworben zu haben.

Beim Zerstampfen von Hirse für die tägliche Mahlzeit.

Wie für den Mann die Mannbarmachung, so ist für die Negerin der zeremonielle Uebergang vom Mädchen zur Frau das wichtigste Fest des Lebens. Die jungen Mädchen werden weitab vom Dorfe für eine bestimmte Zeit — bei gewissen Stämmen dauert sie drei Jahre — in einer besonderen Hütte abgesondert. Der Platz um die Hütte trägt Zeichen, die jedem Stammesgenossen sagen, daß er heilig ist und nicht von ihm betreten werden darf (tabu). Hier erlernen die jungen Mädchen eine besondere Sprache, die Geheimsprache für das Fest der „ganza", der Weibmachung.

Dieses Fest wird durch Gesänge und wilde Tänze eingeleitet, es fließen Ströme von Hirsebier und anderen berauschenden Getränken. Balafone, Lingas, Kundehs, allerlei andere Blas- und Trommelinstrumente tönen dazu. Sie sollen die Angstschreie der jungen Leute übertönen. Denn das Ganzamachen bedeutet Schmerzen und vielleicht den Tod durch Verblutung oder Gewalt. Eine Greisin setzt sich auf einen Pflock und wetzt ein Messer an einem Steine. Neben ihr stellen sich mit Knüppeln bewaffnete Helferinnen auf, die jede „Ganza" niederschmettern sollen, wenn sie ihren Schmerzen Ausdruck verleiht. Denn es gilt als größte Schande für Familie und Stamm, Schmerzen zu zeigen. Jeder-



Sonderung der Spreu vom Getreide durch – den Wind.

mann heuchelt darum Schmerzlosigkeit; auch wenn vor Angst gezittert wird, singt und tanzt man weiter. Die Greisin spreizt den jungen Mädchen die Beine auseinander und beschneidet sie. Mit blutenden Geschlechtsteilen tanzen sie weiter, immer stürmischer und wahnsinniger wird der Tanz. Er endet in Orgien und Verbrechen; Inzest, Ehebruch werden nicht gescheut und eifersüchtige Liebhaber erledigen ihren Zwist mit dem Dolche. Der Negerdichter René Maran schildert uns solch ein „Fest" in seinem Romane „Batuala".

Dieser Höhepunkt des afrikanischen Frauenlebens erweckt in uns Europäern merkwürdige Gefühle. Wir verstehen den Brauch der Beschneidung nicht und wundern uns ob der orgiastischen Grausamkeit des Ganzafestes. Und wir sehen die Notwendigkeit und den Sinn der Zeremonie nicht ein. —

Ob unsere Vorfahren ähnliche Feste feierten, darüber meldet uns kein Geschichtenbuch. Aus Analogieschlüssen müssen wir es aber vermuten. Auf der männlichen Seite sind noch Spuren vorhanden. Wir wissen von der heute noch im Gebrauch stehenden Beschneidung der Juden, die wie jene der Afrikaner einen rituellen Hintergrund besitzt. Die Geschichte des Mittelalters erzählt uns von den Leiden, die ein Geselle durchzumachen hatte, wenn er Meister werden wollte, und vielleicht bedeuten Examen und Maturität („Reifwerdung"!) nichts weniger, als die bis zur Unkenntlichkeit veränderten Ueberreste und Spuren eines einstigen Brauches der „Mannbarmachung", wie er bei den Primitiven aller Erdteile noch zu Recht besteht. H. Zulliger.

Dominica Roncajoli.

Von Elsa Bürki, Bern. (Nachdruck verboten.)

In einem kleinen reben- und blumenumstandenen Häuschen am Lago Maggiore wuchs sie auf, die kleine Dominica Roncajoli. Die Sonne war ihr bester Freund und wenn sie auch in trüben Verhältnissen aufwuchs, war sie gleichwohl ein Sonnenkind. Ein Kind voller Frohsinn, voller Natürlichkeit, durchmischt mit jäher Leidenschaft. Sie hatte eine eigene Art, die wilden Haarsträhnen, die ihr oft ins erhitzte Gesicht hingen, mit einer einzigen Bewegung nach hinten zu schleudern. In ihrem weichen, braunen Oval glänzten ein Paar tiefschwarze, große Mandelaugen. Wenn sie lachte und fröhlich war und man ihr in die Augen sah, schaute man in Märchenland. Aber wenn sie zornig war, die kleine Dominica, da mußte man erschrecken, so wilde, zügellose Flammen schlugen aus den im Zorne weit geöffneten Augen. Dann war es nicht mehr die kleine, übermütige Dominica, dann war es ein leidenschaftlich aufschäumendes Kind. Sie war Südländerin durch und durch. Nicht nur in ihren raschen Bewegungen, ihrem sprudelnden Wortschwall, auch im Lachen! Ein sonniges Lachen! — —

Ihre Mutter, eine einst heißblütige Sizilianerin, die immer noch Spuren früherer, großer Schönheit trug, war eine früh verblühte Frau. Die unglückliche Ehe, die rohe, brutale Natur ihres Mannes und das nagende Heimweh nach ihrer sizilianischen Heimat und nach dem weiten Meer hatten sie früh zu einer alternden Frau gemacht — zu einer müden Frau. Nur ihre Glutaugen verrieten zuweilen, daß dann und wann ihr Blut noch klopfte!

Sie hatte fünf Kinder geboren, nur Dominica lebte. Ein Junge ertrank im See und drei Kinder kamen tot zur Welt. Daran war wohl die Brutalität ihres Mannes schuld. — Gut, daß nur Dominica lebte. Mit ihrem spärlichen Verdienst hatte sie Mühe, sich und dieses einzige Kind durchzubringen. Lange schon mußte sie für ihren und ihres Kindes Unterhalt selber sorgen.

Als sie geheiratet, war Giovanni Roncajoli ein fleißiger, guter Mechaniker gewesen. Von Geburt ein Tessiner. Sie kam von Sizilien in den Tessin in Dienst, lernte Giovanni kennen und dieser führte sie als seine Frau in sein kleines, rosenrot bemaltes Häuschen am sonnigen Lago Maggiore. — Aber von Anfang an litt sie schwer unter dem wilden Jähzorn ihres Mannes. Sie versuchte immer und immer wieder dieses Uebel an Giovanni auszugleichen, und es wäre ihr vielleicht um ein Weniges gelungen, wenn nicht nach und nach die Trunksucht über Giovanni gekommen wäre. Sie bäumte sich dagegen auf, versuchte dies, versuchte das, aber Giovanni kam in schlechte Gesellschaft, und aus dem arbeitsfreudigen Manne wurde ein arbeitsscheuer Trunkenbold. Langsam flohen das Glück und der Friede aus dem niedern Häuschen am See mit dem Garten voller Blumen davor, und wenn schon die Sonne von morgens früh bis abends spät das Häuschen umkoste und aus jeder Mauerritze Rosen blühten — die Sonne konnte kein Glück mehr ins Innere zaubern. Aus dem fleißigen Mechaniker Giovanni Roncajoli wurde ein fauler Fischer, ein Fischer, der, wenn er morgens die Fische, die er gefangen, in den Hotels abgeliefert, den Verdienst, den er dafür bekam, vertrank. Frühling, Sommer und Frühherbst schlief er des Nachts im Schiff auf einer Matratze oder trieb sich sonst irgendwo herum. Nur über die kurze Winterszeit kam er nachtsüber nach Hause. Das war die böseste Zeit für Maria Roncajoli und Dominica. Dominica kannte ihren Vater nicht anders als trunken und fluchend, und wenn er oft mit